

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 94 (1968)
Heft: 43

Artikel: Rosenläuse und wie man sie züchtet
Autor: Beer, Otto F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-508252>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ROSEN läuse

und wie
man
sie züchtet

SIE blühten nur einen Sommer. Geblieben sind einige kahle Strünke, dazu Fläschchen und Schächtelchen voller Tinkturen und Pillen, sowie eine reiche Fachbibliothek betreffend die Balkongärtnerei. Einen Sommer lang haben uns die bescheidenen paar Rosen ganz hübsch in Trab gehalten. Ehre ihrem Gedenken!

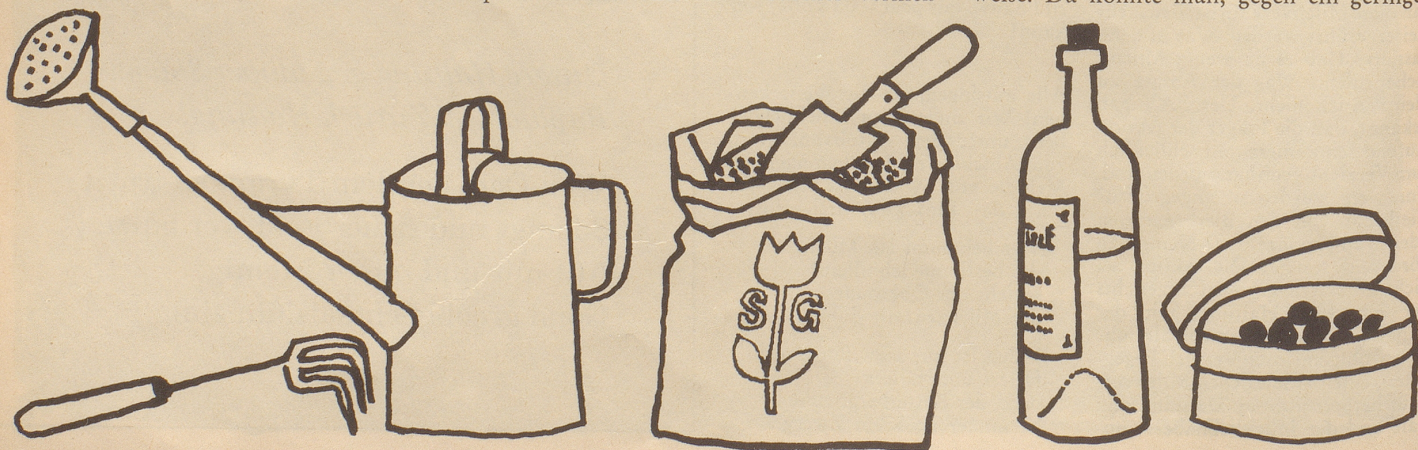
Balkongärtnerei ist ein Laster, dem man mit Vernunftargumenten nicht begegnen kann. Als Gertrud Maria Magdalena, meine Frau, die ersten Pläne für die Ausgestaltung unseres eher bescheidenen Balkons entwickelte, dürfte ihr wohl eher eine Anlage im Ausmaß des Parks von Versailles vorgeschwebt haben. Wir bestellten eine maßgerechte Blechwanne, in der sich künftig alles Sprießen und Wachsen entfalten sollte. Ich sollte sie mit dem Auto beim Spengler abholen und heimbringen. Als ich das blecherne Gebilde von den Ausmaßen eines kleinen Swimmingpools erblickte, verließ mich der Mut. Zwar hätte man leicht den Wagen in die Blechwanne stellen können, aber ganz gewiß nicht umgekehrt. Ich resignierte. Eine Speditionsfirma besorgte dann die Zustellung. Gegen eine geringe Gebühr.

Sobald der blecherne Swimmingpoolersatz seinen Platz gefunden hatte, sah unser Balkon gleich ein wenig kleiner aus. Gertrud Maria Magdalena meinte, das liege nur daran, daß der Blechkübel leer sei. Er schreie nach Erde – nach 600 kg Erde, wie sich später herausstellte. Ein Gärtner verhiess

uns – gegen eine geringe Gebühr – reinsten fettschwarzen Humus. Irgendwie muß er sich dann vergriffen haben, denn was er lieferte, war eine Art Engerling-Konserve. Zum Glück war das blecherne Ungetüm erst halb voll. Was ihm noch an Erdreich fehlte, brachten wir ihm kübelweise von unseren Waldausflügen heim. Dies war der billigste Teil des Unternehmens.

Ein freundlicher Kaufmann empfahl uns, Vollhumon in die Blumenerde zu mischen. Gegen eine geringe Gebühr überließ er uns einige Säcke voll – handlich verpackt, die Emballage hatte, wie auf ihr vermerkt stand, sogar einen Preis für vorbildliche Verpackung errungen. So betätigte ich mich als Preisträger, schleppte den edlen Stoff zu unserer gefrässigen Blechwanne: wir waren Vollhumoniker geworden. Stolz blickten wir auf die eigene Erde, rührten sie sorgsam um, was uns an den Rand eines Bandscheibenschadens brachte. Eigentlich fehlten jetzt nur noch die Blumen.

Unser freundlicher Engerling-Lieferant brachte uns gegen eine geringe Gebühr auch sie ins Haus. Laut Prospekt erwartete uns eine üppige Pracht von samtroten und teegelben Rosen. Gertrud Maria Magdalena meinte ganz richtig, ein Blechkübel sei kein Naturgarten, und man müsse dem Wachstum durch Bodenverbesserung nachhelfen. Die kleine Fachbibliothek, die sie sich inzwischen angelegt hatte, bot wertvolle Hinweise. Da konnte man, gegen ein geringes





Entgelt, Pillen erstehen, die in den Boden gesteckt werden wollten. Andere Chemikalien wurden dem Gießwasser zugesetzt, Tinkturen auf das erste schüchterne Grün versprüht. Die Bedenken eines befreundeten Architekten, daß unser emsig begossenes Erdreich am Ende so schwer werden könnte, daß Risse im Balkon aufträten, erwies sich als durchaus unbegründet.

Daß überall anders schon Rosen blühten, während sich bei uns nur recht dürrtige Knospen zeigten, brachte Gertrud Maria Magdalena keineswegs aus der Fassung. Chemische Düngung sei offenbar nicht ganz das rechte, erklärte sie mir nach Befragung der Fachliteratur. Wir verstärkten unsere Beziehungen zu einigen befreundeten Pferden und konnten mühelos das Produkt von deren Verdauung, gegen ein geringes Entgelt für den jeweiligen Rosse-Besitzer, an uns bringen. Es roch nun zwar auf unserem Balkon an heißen Sommertagen gewiß nicht nach Rosen, aber man kann nicht alles auf einmal haben.

Bald öffnete sich eine schüchterne Blüte, zwar nicht in den Prospektfarben samtrot und teegellb, sondern von verwaschenem Rosa, doch hatten diese ersten Ergebnisse unserer gärtnerischen Bemühungen ohnehin kein langes Leben. Die schwarzen Punkte, die unsere Pflanzen übersäten, erwiesen sich insofern nicht als Relikte unseres Sprühmittels, als sie auf den Blättern herumkrochen. Die Befragung der Fachliteratur wies

sie eindeutig als Rosenläuse aus. Wir dankten sie wohl unserem freundlichen Engerlinglieferanten, doch gibt es zum Glück Mittel, sie zu bekämpfen. Unsere gärtnerisch erfahrenen Freunde zögerten nicht, sie uns zu empfehlen – jeder ein anderes. Weil es unseren Rosen an nichts fehlen sollte, erstanden wir sie alle.

Unseren Rosenläusen schienen sie gut zu tun. Doch wäre es ungerecht zu verhehlen, daß sich nach und nach auch die eine oder andere Blüte öffnete. Es war nicht ganz die üppige Pracht, unter deren Schatten wir an heißen Sommernachmittagen einen betörenden Duft einzuatmen gehofft hatten. Vielleicht war es meinerseits nicht ganz freundlich gegenüber meiner Frau, daß ich in diesem frühen Stadium unseres gärtnerischen Unternehmens bereits eine exakte Kalkulation aufstellte. Ich errechnete, daß sich bei uns die Herstellungskosten für eine einzelne Rose auf runde 70 Franken beliefen. Unser Betrieb war eben offensichtlich nicht auf Gewinn abgestellt, er war wohl eher ein Subventionsunternehmen. Immerhin hätten wir für so viel Geld ruhig ein Abonnement bei einer Blumenhandlung nehmen können; die hätte uns gewiß jede Woche einen Strauß prächtiger Rosen geliefert, sogar zu Weihnachten. Doch wandte Gertrud Maria Magdalena mit Recht ein, gekaufte Rosen seien nicht dasselbe wie selbst gezogene. Damit hatte sie leider recht.

Viel mehr ist nicht zu erzählen. Als wir

meinten, nun hätten wir die Anfangsschwierigkeiten hinter uns und unsere üppig ins Kraut geschossenen Sträucher würden nun endlich zeigen, was sie könnten – da hörte die ganze Pracht einfach auf. Die Rosen hatten natürlich ganz recht, uns übel zu nehmen, daß wir einmal vierzehn Tage verreisten. Sie waren hinterher nicht mehr dieselben. Die letzten Knospen blieben Knospen, die Läuse blieben Läuse. Als in stolzen Gärten noch die Blüten prangten, meinte unser Buschwerk wohl, es sei Zeit, sich auf den Winter umzustellen.

Zum Glück wurde der Balkon unter dem unseren von einer Dame bewohnt, die keinen Rosenehrgeiz entwickelt, sondern schlichte Winden, blau und rot, in kleinen Gurkenfässern, aber mit viel Liebe hochgezchtet hatte. Die rankten sich und wucherten, die kletterten den Balkon empor und wuchsen bis in unsere Etage. Als unsere faulen Rosen sich bereits zum Winterschlaf anschickten, kamen die Winden aus dem unteren Stockwerk gerade bei uns an. Es war ein Trost zur rechten Stunde.

Natürlich sind wir keineswegs enttäuscht, denn gewiß liegt die Schuld nicht an den Rosenstöcken, sondern an uns. Nächstes Jahr wird alles ganz anders sein, ohne Engerlinge und ohne Läuse. Den Winter über können wir die Fachliteratur studieren, indes der Ofen wohlige Wärme verbreitet und auf dem Luster eine einsame Blattwanze von den Freuden des Sommers träumt.

